

man so begeistert aufgriff, ihren Ausgang von der Varga-Affäre genommen (vgl. Spiegel Nr. 3/49 „Ins organisierte Nitschewo“).

Varga durfte in Moskau erneut sein „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“ sprechen. Daraus glaubte man in Washington auf mächtige Anti-Stalin-Hintermänner schließen zu können. Und doch ist dies alles nur als bewußte Taktik Stalins zu deuten — als indirekter Wink mit dem Zaunpfahl an die US-Adresse. Es ist nicht das erste Mal, daß Stalin mit tibetanischen Zauberkunststücken dieser Art arbeitet. In Washington fiel man prompt darauf herein.

Auch die Gerüchte von der Verständigungsgruppe im Politbüro stammen aus Kanälen, die mit dem Kreml in Verbindung stehen. Zu dieser Gruppe sollen angeblich gehören: Stalin, Molotow, Berija, Kaganowitsch — also die älteren Mitglieder. Die jüngeren, die sich um den verstorbenen Schdanow gruppierten, sollen für einen Präventivkrieg sein.

Gegenüber diesen Zweckgerüchten gewinnt auf den rußlandnahen politischen Beobachtungsständen die Auffassung Raum, daß Stalin schon seit je auf dem Instrument „Politbüro“ ausgezeichnet spielte und aus den dreizehn verschiedenen Schattierungen sich die jeweils benötigten „politischen Cocktails“ mischte.

Solange Stalin lebt, ist er der Chef seines Gehirn-Trusts, der „Chosjain“, der Hausherr im Kreml. Die großen geistigen Auseinandersetzungen sind längst vorbei. In Rußland ist die Revolution ein historischer Vorgang, der ein Menschenalter zurückliegt und in Legenden verdrämert.

Auch die Politbürokraten sind keine Berufsrevolutionäre mehr. Sie sind im wesentlichen Verwaltungsbürokraten mit Fachaufgaben. Als Stalin zu Kriegsbeginn das Amt des Regierungschefs übernahm, wurde die erste Kategorie seiner Erfolgsmänner mit Staatsämtern und dem Titel „Stellvertretender Vorsitzender des Ministerrats“ bedacht.

Ihre Autorität entspringt ihrer hohen Stellung sowohl in der Partei als auch in der Staatshierarchie. Die Partei kontrolliert den Staat — in der Theorie. Aber eine sachliche Trennung der Zuständigkeiten von Staats- und Partei-Apparat hat in der Sowjet-Praxis jeden Sinn verloren. Daß beide nebeneinander bestehen, ergibt sich aus dem Bedürfnis jeder Diktatur, den Mangel öffentlicher Kontrolle und Kritik durch behördliche Mißtrauensorganisationen auszugleichen.

Nur in der Spitze laufen nach Stalins Staats-Konstruktionsplänen beide Pyramiden zusammen. Stalin ist die Klammer. Es gibt keinen zweiten neben ihm.

Seit Schdanows Tod sind es nur mehr sechs Politbüro-Mitglieder und weitere sechs Stellvertreter, die Stalins engsten Mitarbeiterstab darstellen. Die Entstehungsgeschichte dieses Dreizehner-Gremiums bietet kaum eine Handhabe, von dort her Sensationen zu erwarten, so sehr diese auch der westlichen Welt als wünschenswert erscheinen mögen.

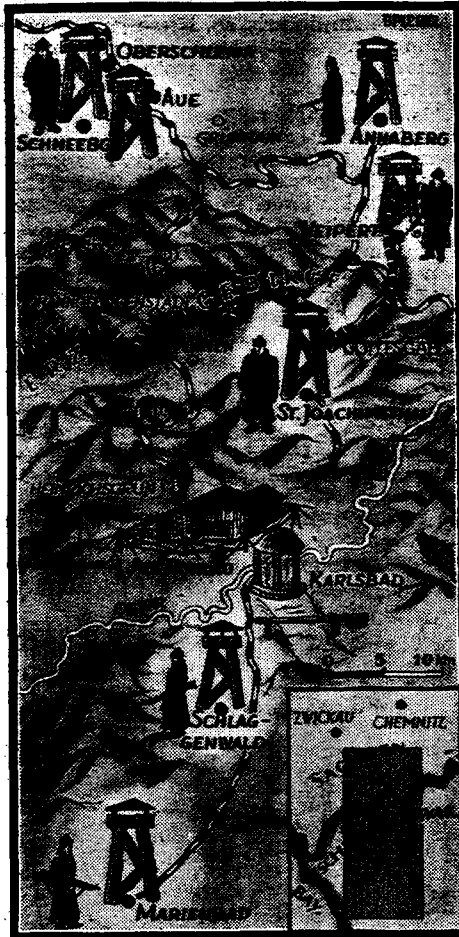
Enklaven-Geheimnisse

Der Menschheit zu helfen

In den Weltreisebüros werden die bunten Prospekte des ehemals weltberühmten Kurortes Karlsbad künftig nur noch als Altpapier Verwendung finden können. Auch aus den augenblicklich in Druck befindlichen neuen Schulatlanten der Tschechoslowakei ist der Name Kárlův Vary alias Karlsbad bereits verschwunden. Die Russen haben es der tschechoslowakischen Regierung so befohlen.

Das Schicksal der böhmischen Bäderstadt ist besiegelt, seit die Russen 1945 die nördlich Karlsbad liegenden Joachimsthaler Uran-Bergwerke übernommen und ausgebaut haben. Nachdem jetzt auch in dem südwestlich von Karlsbad gelegenen Schlaggenwald Uranerz gefunden wurde und hier ein ähnlicher Raubbau wie in Joachimsthal bevorsteht, ist die Zerstörung der Karlsbader Heilquellen nicht mehr aufzuhalten.

Mehr noch als die um Aue und Annaberg, Schneeberg und Oberschneeberg auf der deutschen Seite des Erzgebirges gelegenen Bergwerke sind in den letzten Jahren die



Gruben von Joachimsthal das Zentrum des russischen Uran-Rush geworden. Ihre Ausbeute soll die der bisher größten Uranvorkommen der Welt in Belgisch-Kongo noch übersteigen.

Die bereits im Mittelalter durch ihren Silberreichtum bekannten Joachimsthaler Bergwerke erlangten erstmals um die Jahrhundertwende Weltruhm, als Madame Curie in einer Joachimsthaler Uran-Pechblende das geheimnisvolle Strahlenelement Radium entdeckte. Es bescherte dem bis dahin gottverlassenen Nest am Südhang des Erzgebirges zahllose Sanatorien, Kliniken, Hotels, Laboratorien sowie das Institut für Radiumforschung. Und ständig wachsende Einnahmen.

In Europa wurde bis Kriegsende Radium nur in Joachimsthal gefördert. In den zwanzig Jahren ihrer Eigenstaatlichkeit gewannen die Tschechen hier mehr als hundert Gramm des wertvollen, silberweißen Metalls. Ueber eine Million Tonnen Uranerz mußten dazu abgebaut werden.

Während der deutschen Besetzung wurde die Ausbeute weiter getrieben. Doch die Besetzer ahnten nicht, daß das Joachimsthaler Erz noch wertvollere Kräfte als Ra-

dium enthielt. Die böhmischen Uranvorkommen hätten zu einer kriegsentscheidenden Atombomben-Produktion genügt.

Nach dem Krieg interessierten sich die Westmächte brennend dafür, was Prag mit dem einst radioaktivsten Badekurort der Welt vorhabe. Aber Prag blieb stumm. Die Beziehungen zu Moskau waren damals schon sehr eng.

Erst auf der Londoner UNO-Vollversammlung im Januar 1946 schnitt der tschechoslowakische Außenminister Jan Masaryk das Thema Joachimsthal kurz an. Er suchte seine westlichen Kollegen zu beruhigen: „Die Tschechoslowakei wird nie zugeben, daß ihre Uranvorkommen für andere als friedliche Zwecke gebraucht werden. Unser Uran soll nur dazu dienen, der leidenden Menschheit zu helfen.“

Erst nach dem Staatsstreich vom Februar 1948, der die Kommunisten zu Alleinherrschern der Moldaurepublik machte, erfuhren die Westmächte, daß Masaryk Märchen erzählt hatte. Der in Prag um Amt und Würden gekommene Abgeordnete Ivo Duchacek floh nach England und packte mit seinen Kenntnissen aus. Und Duchacek wußte viel.

Als Vorsitzender des außenpolitischen Ausschusses der tschechoslowakischen Konstituante hatte er im Januar 1946 Außenminister Masaryk zur UNO-Vollversammlung nach London begleitet. Dort vertraute ihm Masaryk Einzelheiten eines im Oktober 1945 zwischen Prag und Moskau geschlossenen Geheimpaktes an, der das Gebiet von Joachimsthal praktisch zu einer russischen Enklave auf tschechoslowakischem Gebiet machte. Bis dahin hatte Duchacek trotz seiner parlamentarischen Stellung nichts von dem Abkommen gewußt.

Bei der Rückkehr nach Prag erlebte Duchacek mit, wie Masaryk von Ministerpräsident Fierlinger wie ein Schultjunge abgezankelt wurde. Inzwischen hatte nämlich Moskau wegen Masaryks Londoner Rede bei der tschechischen Regierung protestiert. Die Sowjets witterten einen Verstoß ihres Geheimvertrages.

Duchacek zufolge war es der völlig moskauhörige Zdenek Fierlinger, der 1945 als erster Nachkriegs-Ministerpräsident der Tschechoslowakei das von Moskau inspirierte Abkommen beim tschechischen Kabinett durchpaukte. Man müsse den Russen diesen Freundschaftsbeweis liefern, forderte er.

Als sich Benesch und Masaryk wehrten, intervenierte Sowjetbotschafter Zorin mit handfesten Drohungen. So kam im Oktober 1945 der Vertrag zustande, der Joachimsthal oder Jachymov, wie es nunmehr hieß, zu einer russischen Kolonie machte.

Außer Fierlinger, Benesch und Masaryk erfuhren nur die fünf stellvertretenden Ministerpräsidenten und Außenhandelsminister Hubert Ripka von dem Abkommen. Sie wurden zu strengstem Stillschweigen verpflichtet. Als Gesundheitsminister Dr. Prochazka einmal nichtsahnend nach Joachimsthal fuhr, um sich dort vom Stand der hygienischen und sanitären Einrichtungen zu überzeugen, verwehrten ihm russische Posten, den Einlaß. Ahnungsvoll fuhr er nach Prag zurück.

Heute haben die Tschechen in ihrem Jachymov nichts mehr zu sagen. Die Gruben stehen unter russischer Leitung. Das einst super-elegante Palasthotel beherbergt russische Atomforscher, Ingenieure und Techniker. Im ehemaligen Institut für Radiumforschung hat die unvermeidliche NKWD ihr Hauptquartier aufgeschlagen.

In den anderen Hotels und in den Häusern der vertriebenen Sudetendeutschen

ist die Bewachungstruppe einquartiert. Ein dreifacher Gürtel von drei bis vier Meter hohen, Starkstrom geladenen Stacheldrahtzäunen sperrt die Eingänge zu den Schächten für alle Unbefugten ab. Die unzähligen, mit Maschinengewehren ausgestatteten Wachtürme sind von sowjetischem Militär besetzt.

In dem etwas abgelegenen Hotel „Adlon“ haben die Russen ein Forschungsinstitut für Atomzertrümmerung eingerichtet. Chef dieses Instituts ist der Atomfachmann Professor Wladimir Kirtusow. Unter ihm arbeiten die nach Joachimsthal verschleppten deutschen Gelehrten Dr. Hans Ohnesorg, Dr. Franz Lerchner und Dr. Felix Hamerschmied.

Sie sind nicht die einzigen Deutschen in Joachimsthal. Weitere 3000 deutsche Zwangsarbeiter schuften in den Uranbergwerken. Dazu kommen noch rund 4000 tschechische Arbeitssklaven, meist ehemalige Sozialdemokraten oder „reaktionäre“ Elemente aus der Karpatho-Ukraine, der Slowakei und Böhmen.

Sie alle sind im ehemaligen Konzentrationslager Alt-Rohlau in erbärmlichen Hütten untergebracht. Jeden Tag, auch sonntags, werden sie unter strengster Bewachung in Lastautos zu den Bergwerken gebracht. Es fehlt an Werkzeugen und den primitivsten sanitären Einrichtungen. Lungenschwindsucht sowie durch radioaktive Einflüsse hervorgerufene Leiden wie Nekrose und unheilbare Geschwüre sind unter den Uranarbeitern von Joachimsthal alltägliche Erscheinungen.

Zur Auffüllung der durch zahlreiche Krankheits- und Todesfälle entstandenen Lücken wollen die Sowjets jetzt deutsche Arbeiter aus der Ostzone nach Joachimsthal dienstverpflichten. Tschechischen Facharbeitern, die sich freiwillig zum Uran-Bergbau melden, werden märchenhafte Löhne geboten, bis zu 10 000 Kronen wöchentlich (etwa 650 DM). Bisher haben sich nur wenige gemeldet.

Vor dem Krieg wurde nur in drei Joachimsthaler Bergwerken Uranerz gefördert. Inzwischen haben die Russen auf der böhmischen Seite des Erzgebirges weitere 25 bis 30 Urangruben in Betrieb gesetzt.

In der weiteren Umgebung von Joachimsthal, bei Weipert und bei Marienbad, wurden kürzlich zwei neue Vorkommen entdeckt. Seitdem sind die Fundorte wie Joachimsthal von der Außenwelt abgeriegelt. Und auf den Karten des Prager Innenministeriums mußten zwei weitere russische Enklaven auf tschechoslowakischem Staatsgebiet eingetragen werden.

Boheme-Diplomat

Ich habe gespielt, ich habe verloren

Im alten Paris, nicht weit vom Bahnhof Montparnasse, in der Rue Cherche Midi, steht ein großes, graues, trostloses Haus: das zentrale Militärgefängnis Frankreichs, kurz Prison Cherche Midi genannt. Vorn geräumige nüchterne Verhandlungszimmer — dahinter dreihundert Zellen. In jeder ein Schicksal des zweiten Weltkrieges.

An einem der letzten Tage öffnete sich die Pforte: ein Mann mittleren Alters, aber mit greisenhaft grauem Haar trat heraus, eskortiert von Käppi-bemützten Beamten: der prominenteste Gast des Hauses, der ehemalige Botschafter Otto Abetz.

Er verließ Cherche Midi, um einen kurzen Zeugen-Abstecher nach London zu machen. Britische Militärrichter, die in die Anklageakten gegen die deutschen Generale von Rundstedt, von Manstein und Strauß vertieft sind, haben Otto Abetz



Die Japaner dürfen

am 23. Januar ihr Parlament wählen. Liberale, Demokraten, Sozialisten und Kommunisten haben Kandidaten aufgestellt. Insgesamt 1368. Einer von ihnen ist Toshio Oda. Auf seiner Dreirad-motorisierten Rednertribüne fährt er kreuz und quer durch Tokio, um Anhänger zu werben.

angefordert. Er soll — wie es amtlich heißt — „Erklärungen zu einigen Details“ geben.

Kollaborateure, Zusammenarbeiter, gelten in Frankreich als große Verbrecher. Nach Auffassung vieler Franzosen haben sie das Land geistig gemordet. Zweihundert Deutsche und über hundert Franzosen bevölkern die Zellen des Gefängnisses, drei in einer Zelle. Sie führen einen vergeblichen Kampf um ihre Freiheit. Und mit den nächtlichen Kollaborateuren, den Wanzen.

In einer „Sonderabteilung“ in Einzelzellen sitzt die Prominenz: Generale, hohe Gestapobeamte, Verwaltungsbeamte der Besatzungsbehörden von einst. Noch spät in der Nacht hört man in den Nachbarzellen das Klappern einer Schreibmaschine: Otto Abetz sitzt über den Akten. Er schreibt und schreibt. Ueber Epoche und Episoden.

Fast täglich befiehlt ihn der Militär-Untersuchungsrichter, ein General, zur Vernehmung. Morgens, wenn die Mitgefangenen einen Blick durch das vergitterte Fenster werfen, sehen sie Abetz im Hof seine Runden machen.

Fatale Initialen. Der Verhandlungsgang im Cherche Midi läuft im Schnecken-tempo der Militärbükratie. Auch Unschuldige, die Namensverwechslungen zum Opfer fielen, müssen oft monatelang auf das „Non-lieu“, die Niederschlagung ihres Verfahrens, warten. Deutsche Kirchenstellen haben sich dieser Vergessenen im Cherche Midi und in vielen anderen Gefängnissen Frankreichs angenommen.

Im Mai 1945 war der Krieg beendet. Fast vier Jahre später hat der so oft angekündigte Prozeß gegen Otto Abetz noch immer nicht begonnen. Einer der bekanntesten Pariser Anwälte, der Verteidiger des Blaubarts Petiot, hat sich ihm zur Verfügung gestellt. Es gibt Gerüchte, daß der Prozeß nie durchgeführt werde.

Dann und wann, heißt es, ermahne der Nürnberger Ankläger Kempner seinen französischen Kollegen. Kempner zieht

dann ein neues Aktenstück aus dem gepreßten vollen Aktenschrank, das die Initialen O. A. trägt.

Durch diese zwei Buchstaben — allerdings nicht auf einem Aktenstück, sondern auf einem Hemd — kam Otto Abetz ins Cherche Midi. Mai 1945, war es dem Botschafter gelungen, im Strudel der Kapitulation unterzutauchen. Er konnte sich jedoch der französischen Atmosphäre nicht entziehen. Mit falschem Paß und unter falschem Namen lebte er in einem Schwarzwald-Hotel bei Freiburg im Breisgau in der französischen Zone.

Die Sûreté Nationale bemühte sich monatelang, seine Spur zu finden. Im Oktober 1945 entdeckte dann ein neugieriges Zimmermädchen die beiden fatalen Buchstaben O. A. — war das der berühmte Herr Abetz? Wenige Tage später wurden Dorf und Hotel umstellt. Mit den Worten: „Messieurs, j'ai joué, j'ai perdu“ kapitulizierte Abetz. Er wurde nach Paris gebracht.

Vom Schwarzwald zum Eiffelturm. Der in Paris nie akkreditierte Botschafter hat in seiner Jugend kaum davon geträumt, je ein Politiker zu werden. Der Sohn des badischen Forstrates in der kurpfälzischen Barock-Stadt Schwetzingen studierte im nahen Heidelberg Kunstgeschichte, er wurde Studienassessor, dann Zeichenlehrer in der Residenz Karlsruhe.

Schon in Heidelberg hatte er Kontakt mit linksstehenden und pazifistischen Studentenkreisen gehabt, die von Völkerverständigung träumten. Das war in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg. Damals entschied sich das Schicksal des Otto Abetz.

Er wurde schwärmerischer Anhänger einer deutsch-französischen Verständigung. Sein Lebensweg von den Schwarzwaldtannen zum Eiffelturm war nun vorgezeichnet. Er stand unter dem Motto: ein Mann, der das Gute will — und doch das Böse schafft.

*) „Meine Herren, ich habe gespielt, ich habe verloren.“